

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 63 (1959-1960)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Das Hexenhaus  
**Autor:** Ertini, Hanni  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-668758>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## D A S H E X E N H A U S

Der Lehrer von den Abc-Schützen kam in die fünfte Klasse und blieb hinter einem Mädchen mit dunklem Rossschwanz stehen, schüttete ein Häufchen Kleingeld vor sie auf das Pult und sagte halblaut: «Das hab ich vorhin deinem Bruder abgenommen. Bring's der Mutter, und sie möchte auf ihre Geldbörse achtgeben.» Und weg war er wieder. Susanne war glühend rot geworden.

Dass sie nicht wie ein Feuerteufel in der nächsten Pause über den kleinen Bruder herfiel, um ihn zur Rede zu stellen, hatte seinen Grund in zwei Märchenkarten, die sie nach ziemlich langem Versuchungskampf in einer Papeterie gekauft hatte, an der sie jeden Tag viermal vorbei musste. Das Geld dazu hatte sie aus ihrem Sparelefanten genommen; es gehörte also ihr. Aber es blieb eine heimliche Angelegenheit, und der Kauf brachte nicht soviel Freude ein, wie sie sich vorgestellt hatte. Der Auftrag des Lehrers, die Sünden des Brüderchens zu Hause zu melden, pochte an ihr eigenes, nicht ganz reines Gewissen. So fing es an, was wie eine schleichende Kinderkrankheit zum Ausbruch kommen sollte, welche die Geschwister in den nächsten Wochen ohne Pflege und ohne Arzt durchstehen mussten.

Susanne traf Tux zu Hause im Garten. Auf die Vorhaltungen der Schwester hörte er kaum hin, er spielte mit nagelneuen Marmeln. Darunter war eine grosse gläserne mit einem prächtigen Farbewirbel inwendig. «Willst du sie?» fragte er ganz plötzlich und hielt sie Susanne auf der flachen Hand hin. — «Von wem hast du sie?» — «Die? Von einem Kameraden», antwortete er wie beiläufig und grosszügig: «Du kannst sie haben, wenn du ... ihnen nichts sagst.» — «Und du wirst es nicht mehr tun?» fragte Susanne vage. — «Nie mehr. Auf Ehrenwort», schwor sich Tux mit seinem treuherzigsten Augenaufschlag. Susanne nahm die Marmel und liess das Geld verstohlenerweise in Mamas Küchengeldbeutel gleiten. Das unbehagliche Gefühl in ihr wuchs. Sie liess ihr Abendgebet ausfallen, und in den nächsten Tagen

kamen zu den zwei Märchenkarten noch drei neue hinzu. Gleich hinterher entdeckte sie, dass Dornröschen ein unangenehm ältliches Gesicht hatte, und es reute sie, dass sie nicht doch lieber die Karte mit der goldenen Wiege und den Feen genommen hatte. Ob sie es morgen nachholen sollte? Sie griff nach ihrem Elefanten. Er war leer. Zwar wusste Susanne nicht mehr genau, wieviel Geld noch drin gewesen war. Aber jetzt klingelte auch kein roter Rappen mehr darin. Erbittert machte sie sich auf die Suche nach Tux. Aber eben — er war jetzt oft nicht zu finden, und wenn er kam, war es meist von einer andern Seite, als sie ihn erwartete, und wenn man ihn fragte, war er nie um eine glaubwürdige Antwort verlegen.

Widerwillig setzte sich Susanne hinter ihre Aufgaben. Zerstreut nahm sie den Lineal und stocherte damit unter dem Büchergestell, um einen Bleistift hervorzuholen. Sie förderte ein kleines rotes Auto mit Gummirädern und einen fingergrossen Teddybären zutage. Es wurde ihr ganz schwach in den Knien. Und trotzdem musste sie das niedliche Tierchen ein wenig betasten. Sie vergass die Aufgaben und spielte mit ihm. «Du kannst es haben, wenn du magst», sagte Tux hinter ihr. Sie fuhr entsetzlich zusammen, sie hatte Tux nicht kommen hören. Der Schrecken verkehrte sich in Wut, sie schleuderte den kleinen Bären dem Bruder ins Gesicht, der ihm geschickt auswich. Vor dem leeren Elefanten verlegte sich Tux weder aufs Leugnen noch aufs Betteln. «Du hast auch...», drohte er, «und wenn du etwas sagst, erzähl ich's auch.» Und seine schönen braunen Augen blickten gar nicht treuherzig. Susanne stopfte den stummen Elefanten in sein Fach und holte später den Teddybären aus seiner Ecke. Und allmählich wurden es immer mehr Dinge, die das Tageslicht scheuten. Die Geschwister hielten in dieser verzweifelten Zeit mehr zusammen denn je; keines konnte es ohne das andere machen. Susanne duldete es, dass ihr der kleine Bruder mit seiner Erstklässlerkunst aus dem Märchenbuch vorlas: «... und als sie ganz nah herankamen, sahen sie, dass das Häuslein aus Brot gebaut war und mit Kuchen gedeckt, aber die Fenster waren von hellem Zucker ...» Tux hielt inne und sagte nach einer Pause schwermütig: «Wenn die Hexe einen Laden machte mit vielen tollen Spielsachen, könnte sie noch viel mehr Kinder fangen.» Susanne gab keine Antwort, aber sie wusste jetzt, woher Tux immer wieder neue Sachen heimbrachte. Einmal liess sie sich auch bereden, mit ihm zu gehen. Sie bemerkte, wie er

in dem Laden tat, als sei er hier zu Hause, und sie liess es zu, dass er ihr grossartig einen Spitzer und zwei Bleistifte kaufte, trotzdem sie wusste, dass er schon längst nicht mehr aus Sparbüchsengeld bezahlte.

Dass man dauernd Dinge tun musste, die man doch gar nicht tun wollte! Sie fuhren zuweilen mit dem Tram zur Schule, was ihnen früher nicht einmal beim schlechtesten Wetter eingefallen war. Tux mochte es gern, aber Susanne wurde es sterbensübel, und sie fand, es sei in Ordnung so. Sie ass auch soviel Törtchen und Bonbons aus der Konditorei, dass sie am Abend heftig erbrechen musste, und es tat wieder eher wohl als weh. Das Ganze war wie ein grässlicher Fiebertraum, der lange auf das Erwachen warten liess. Aber eines Tages war es soweit. Susanne wusste es schon auf der Treppe, als ihr Geschrei und Schläge entgegen tönten. Im Korridor am Boden lag ein grosser bunter Musikkreisel. An der Esszimmertür stand Mama und horchte. Sie ging hinein, und durch den Türspalt sah Susanne den Vater stehen, regungslos und schneeweiss. Das Herz stand ihr fast still. Sie beneidete Tux um die Schäge; niemand dachte daran, sie auch zu strafen, trotzdem der Bruder laut genug gebrüllt hatte: «Susanne hat auch ...!» Sobald es ging, schlüpfte sie zu ihm hinein. Seltsam. Er stand am Fenster und war in ein Geduldspiel vertieft, und als ob ein ganz anderer als er noch kurz vorher so geschrien hätte, sagte er höchst befriedigt: «Sieh, ich hab den Ball ins Goal gebracht.»

Niemand ass zu Mittag. Mama war sehr böse und sagte: «Wartet ihr nur, bis Tante Hedwig kommt!» Das war nicht auszudenken. Tante sollte es erfahren! Das war noch ärger als Papas Prügel. Sie berieten verstört, was zu tun sei. «Du musst alles zurücktragen», flüsterte Susanne. War sie bis dahin fast willenlos im Schlepptau des jüngeren Bruders gesegelt, so riss sie jetzt die Führung wieder an sich und hielt ihn unerbittlich an, Stück um Stück zurückzutragen in das grosse Spielwarengeschäft beim Bahnhof. Tux wagte kaum aufzumucken über das leichtere Teil, das sich die Schwester erwählt habe. Susanne versprach ihm, nach der Schule zu warten und zu beten, dass man ihn nicht erwische. Als Mama die beiden an die Bahn schickte, die Tante abzuholen, war nur noch der Kreisel übrig. Sie nahmen ihn mit, und Susanne redete auf den Bruder ein, er solle ihn noch zurücktragen, bevor der Zug ankomme. So willig sich Tux bis dahin hatte anstellen lassen, nun gab

er zu bedenken, er sei diese Woche schon zu oft im Laden gewesen, die eklige Verkäuferin kenne ihn. Trotzdem ging er, kam aber bald unverrichteter Dinge zurück. Da nahm Susanne das grobe Möbel ergeben unter den Mantel und wollte es selber versuchen. Tux stellte ihr seinen ganzen Erfahrungsschatz zur Verfügung, aber Susanne schlenderte so auffällig durch den Laden, dass ihr mehr als ein verwunderter oder misstrauischer Blick folgte. Es brauchte nur noch der barschen Anrede von einer Verkäuferin, da liess sie das Unglücksding mit lautem Gerumpel auf den Boden rutschen, genau wie sie es erwartet, erträumt hatte. «So, hat man dich!» tönte es, sie fühlte sich am Handgelenk ergriffen und fortgezerrt an vielen Puppen und Teddybären mit starren Glasaugen vorbei, in ein Büro, wo ein junger Herr hinter einer Schreibmaschine sass und verwundert aufschaute. «Die habe ich beim Stehlen erwischt», sagte die Verkäuferin und legte den Kreisel auf den Tisch. «Nein, nein, nein», jammerte Susanne. — «Mit Lügen macht man's nicht besser», fand der junge Herr. «Wie heissest du? Wo gehst du in die Schule? — Ja, wenn du uns keine Antwort geben willst, müssen wir der Polizei berichten.»

«Nein, nein, bitte nicht!» schrie Susanne ausser sich. «Willst du wohl schweigen», zischte die Verkäuferin. In diesem Augenblick öffnete sich rechts eine Polstertür, und der junge Herr sagte: «Da haben Sie's!» Heraus trat ein alter kleiner Herr. Von links kam eine kleine ältere Dame mit einem Jungen an der Hand. Susanne stürzte ihr entgegen und hängte sich an ihre freie Hand. «Sind Sie die Mutter?» fragte der alte Herr. «Nein, die Tante», antwortete sie mit schöner, warmer Stimme. «Sei tapfer. Susanne, es kommt nun alles in Ordnung.»

Und zu dem alten Herrn: «Mein Neffe hier hat mir erzählt, was geschehen ist.»

«Wir brauchen Sie nicht mehr», sagte der alte Herr zu der Verkäuferin, und sie ging mit bitterbösem Gesicht. Der Herr nahm die Tante mit hinter die Polstertür. Nach einer guten Weile hörte der junge Herr auf zu schreiben, deutete auf den Kreisel und sagte: «Um so ein Ding zu stehlen, bist du doch eigentlich viel zu gross.» — «Sie hat es ja bloss für mich zurückgebracht», mischte sich Tux ein. «Und hier ist noch ein Geduldspiel; es ist aber kaputt.» Der junge Herr piffte leise. Susanne schluchzte mit dicht geschwollenen Augen: «Warum stellt ihr alles so schön aus und so viel, dass man ganz toll Lust bekommt? Das ist genau wie die Hexe es macht mit dem Kuchenhäuschen.»

Etwas ähnliches sagte drinnen im Büro unter anderem die Tante dem alten Herrn, der ihr aufmerksam zuhörte. Dann erwiderte er: «Ich habe bloss immer wieder die Erfahrung gemacht, dass meistens die Kinder stehlen, welche zu kurz kommen an echter mütterlicher Liebe. Kann das sein?» — «Ja», nickte die Tante.

Sie trennten sich unter der Tür wie Freunde, und der junge Herr vermutete, der alte Chef habe wieder einmal die Abwesenheit des neuen ausgenützt, um einen Fall auf seine besondere Art zu erledigen.

*J. Hans Richter*

DIE GEFÄHRLICHEN  
KATZEN  
DER MADAME  
YVONNE DE LAMBERTIER

Jean Bernét kehrte, nachdem er einige Jahre in den Kolonien gewesen war, erstmalig wieder nach Paris zurück. — Die Affäre mit Madame Yvonne de Lambertier schien vergessen in den Kreisen, die sie damals anging und bewegte. Jean Bernét trug jetzt die Uniform eines Offiziers der französischen Kolonialarmee.

«Was macht Madame de Lambertier?» — «Oh, mon dieu, sie überlebte den Skandal, mon ami. Sicher war es ihrem und ihres Hauses Rufe sehr, sehr abträglich. — Sie lebt seitdem sehr zurückgezogen in ihrem eleganten Heim in den Champs Elysées. Man sagt: sie lebt ihrer Rache, — c'est ca ...!»

Jean Bernét zwirbelte sein flottes Bärtchen und ging aus. Gerade als er die Freitreppe hinabsteigen wollte, dachte er an seinen Browning. Er ging zurück und steckte ihn ein. — Das sollte seine Rettung sein. — Als er das Haus verlassen hatte,

heftete sich unauffällig eine elegante Frau, von exotischem Typ, an seine Fersen. — Er schlenderte zum Boulevard des Italiens, um sein Stammcafé aufzusuchen. Hier wurde Jean laut begrüßt; es wurde viel getrunken, und es herrschte eine ausgelassene Stimmung. — Niemand achtete sonderlich auf die schöne, exotische Frau, die am Nebentisch ihren tiefroten Macon schlürfte. — Bis sie Jean Bernét auffiel. Sie hiess Jana. Es war spät, als sie zusammen das Café verliessen. — Sie wohnte im «Quartier latin» und lud ihn noch in ihre Künstlerwohnung ein. — Dann befand er sich plötzlich, mitten in der Nacht, in einer fremden Wohnung, und es schien ein galantes Abenteuer zu werden. — Jana schloss ein Zimmer auf. Es war dunkel. Jana entschuldigte sich. — Sie kam lange nicht wieder. — Jean Bernét glaubte, einmal draussen leise, flüsternde Stimmen zu vernehmen; dann hörte er eine Tür ins Schloss fallen. Da stand er auf und klinkte an der Tür des Zimmers, in dem er sich befand. Sie war von aussen verschlossen! In diesem Moment flammte plötzlich das elektrische Licht auf. Jetzt hörte er eine andere Tür gehen: es kam jemand ins Nebenzimmer. Jean Bernét wurde es plötzlich würgend unbehaglich. Das Licht ging wieder aus, und in der Dunkelheit wurde die Jean Bernét gegenüberliegende Tür geöffnet. Als das Licht wieder aufflammte, sass ihm gegenüber, zwischen ihnen ein Tisch, — Madame Yvonne de Lambertier. Er zuckte unwillkürlich zusammen. Die Augen der Madame waren schmale Spalte, als sie jetzt Jean Bernét taxierend ansah. Sie war immer noch bezaubernd und eigenartig schön. Eine europäisch-indonesische Mischung von Paris und Saigon. — Dann sagte sie mit einer fernen, kalten Stimme: «M. Bernét, Sie haben mich vor Jahren öffentlich kompromittiert. Sie haben mich öffentlich eine «Raubkatze» genannt und haben mich in einen Gesellschaftsskandal gestürzt, von dem man heute noch in Paris spricht. Sie zogen sich elegant und feige aus der Affäre und gingen in die Kolonien. Dort werden Sie, bei Ihrer sprichwörtlichen Feigheit, nie etwas mit Raubkatzen zu tun gehabt haben. Ich möchte Ihnen das Vergnügen nicht vorenthalten. Sie sollen es hier in Paris haben; hier in diesem Hause, wo Sie niemand hören wird und wo Ihnen niemand helfen kann und wird!» Bei diesen Worten zog sie einen Vorhang zurück, und zum Vorschein kamen sechs kofferartige Transportkäfige mit sechs hungrigen, tobenden indochinesischen Wildkatzen. — Es waren ausgewachsene Exemplare der wegen